

das goethe



Design ist *männlich* / Zeichnen
gegen Polens *Abtreibungsgesetz* /
Queerer Hip-Hop /
Ruandas *Frauenrechte*





**GOETHE
INSTITUT**

In ihrer Serie „Venus“ porträtiert die israelische Fotografin Tali Nachshon-Dag Frauen über 80. Dabei setzt sie sich mit dem Frausein im Alter und weiblicher Schönheit auseinander. Die 48-Jährige ist Soziologin und Anthropologin der Tel Aviv University. Im Rahmen des Fotowettbewerbs „Don't tell me how to be a woman“ lud das Goethe-Institut Israel im Herbst 2020 dazu ein, Weiblichkeit in all ihren Facetten und Frauen in unterschiedlichen Lebensrealitäten abzubilden. Hier geht es zur digitalen Ausstellung:

www.goethe.de/frauimfokus

LIEBE LESERINNEN UND LESER!

Die kurze und *emotionale Rede* von Annalena Baerbock im Rahmen einer Debatte zur Rolle der Bundeswehr wird vielen von uns noch lange im Gedächtnis bleiben. Angesichts des Krieges in der Ukraine hatte die Außenministerin im März in wenigen Sätzen ein für alle Mal klargemacht, dass *Feminismus* weder Floskel noch Kampfbegriff und schon gar kein *Gedöns* ist. Diese Ausgabe unseres Kulturmagazins haben wir lange vor den furchtbaren Entwicklungen im Osten Europas geplant. Das Heft dreht sich um Feminismen, weil wir dieses Thema schon seit einigen Jahren weltweit zu einem *Schwerpunkt* unserer Arbeit ausbauen. Auf den folgenden Seiten des Magazins erzählen wir Ihnen informative, provokante, auch unterhaltsame *Geschichten aus aller Welt*. Weitere Einsichten in Sachen Feminismus bieten wir Ihnen darüber hinaus auf unserer Website www.goethe.de/zeitgeist/feminismus. Und jetzt haben wir noch eine Bitte: Schreiben Sie uns, wie Ihnen das neu gestaltete *goethe* gefällt: dasgoethe@goethe.de Viel Freude beim Lesen!



Carola Lentz



Johannes Ebert

Carola Lentz ist die Präsidentin,
Johannes Ebert der Generalsekretär
des Goethe-Instituts

INHALT

4

WISSEN

Frauen im Haushalt /
Gendergap / Ältestes Porträt
einer trans* Person / Fußball



6

DER MANN:

MASS ALLER DINGE

An Frauen wird beim Design
oft nicht gedacht. Schwierig!

12

PIS OFF!

Magdalena Kaszuba
zeichnet gegen die polni-
schen Abtreibungsgesetze



14

GEKOMMEN, UM ZU ÜBERNEHMEN

Die queeren Schwestern
von Cartel Madras mischen
den Hip-Hop auf

18

„EMANZIPIER DICH ODER STIRB“

Eine Reise in das Land mit
der höchsten Frauenquote
im Parlament: Ruanda

22

DAS LETZTE WORT

Michaela Dudley,
„Blacktivistin“



Frauen, die ...

...weniger verdienen als ihre Männer, arbeiten mehr im Haushalt. So weit, so erwartbar. Umgekehrt könnte man annehmen, dass Frauen mit einem höheren Gehalt als ihre Männer sich entsprechend weniger um Kind und Heim kümmern.

Doch das stimmt nicht. Vielmehr arbeiten Frauen mit höherem Gehalt sogar noch mehr im Haushalt als Frauen, die weniger verdienen als

ihre Partner. Das ist das Ergebnis einer Studie von Joanna Syrda von der britischen University of Bath. Die Forscherin hatte 6000 heterosexuelle Paare aus Nordamerika befragt.

Bisher gingen Wissenschaftler*innen generell davon aus, dass Frauen mehr Hausarbeit leisten, damit ihre Männer die Zeit und Energie haben, um zu arbeiten und die Familie zu versorgen. Daraus würde aber eben auch folgen, dass sich die Verteilung der häuslichen Arbeit umkehrt, wenn Frauen mehr Geld verdienen als ihre Männer.

„Seltsamerweise arbeiten Mütter aber sogar umso mehr im Haushalt, je größer der Gehaltsunterschied zum weniger verdienenden Mann ist“, sagt Syrda. Sie vermutet, dass die Vorstellung vom „männlichen Ernährer“ in den gesellschaftlichen Normen so tief verwurzelt ist, dass beide Partner es als unangenehm empfinden, wenn die Frau mehr verdient. Womöglich versuchen sie, die Situation zu kompensieren – indem die Frauen sich noch mehr ums Zuhause kümmern und die Männer noch weniger.

Der Effekt ist bei verheirateten Paaren übrigens stärker ausgeprägt als bei unverheiratet zusammenlebenden. Warum das so ist, weiß Joanna Syrda nicht. --- JS

<https://bit.ly/38sUzXy>

135,6 Jahre

So lange dauert es laut einer Prognose für das Jahr 2020, bis weltweit alle Menschen in den Bereichen wirtschaftliche Teilhabe, Chancen, Bildung, Gesundheit und politische Ermächtigung gleichgestellt sind. Im Jahr zuvor klangen die Expert*innen des World Economic Forum noch „optimistischer“ und sprachen von 99,5 Jahren.

Der deutliche Rückschritt in Sachen Geschlechtergerechtigkeit ist Folge der Coronapandemie. So sind überdurchschnittlich viele Frauen im Konsumsektor beschäftigt, der von den Schließungen besonders betroffen war. Gleiches gilt für viele Betreuungseinrichtungen. Auch die Betreuung der Kinder während des Homeschoolings wurde vornehmlich von Frauen übernommen.

Deutschland fällt durch das schlechte Abschneiden in Sachen Lohngleichheit auf: Es belegt Platz 97 von 156 Ländern. Hierzulande verdienen Frauen im Durchschnitt gut 30 Prozent weniger als Männer. --- JS

<https://bit.ly/3wkN91W>

EIGENTORE

TREFF- SICHER DANE BEN

„Frauenfußball bezeichnet die Sportart Fußball, wenn sie von Frauen ausgeübt wird.“ Quelle: Wikipedia ///

1955 verbot der DFB Frauenfußball, denn „im Kampf um den Ball verschwindet die weibliche Anmut, Körper und Seele erleiden unweigerlich Schaden und das Zurschaustellen des Körpers verletzt Schicklichkeit und Anstand.“ ///

Dzenifer Marozsan, Olympique Lyon, war für eine Ablöse von 425000 Euro zu haben, Kylian Mbappé, Paris Saint-Germain, kostet 170000000.



„Und wie soll dann bitte so ein Stadion heißen? Vielleicht

Ernst-Kuzorra-seine-Frau- ihr-Stadion?“

Der ehemalige Bundespräsident Johannes Rau auf die Frage, ob ein Stadion auch mal nach einer Frau benannt wird. Das Zitat wird ihm übrigens zugeschrieben – verifizieren lässt es sich nicht.



Antonio de Erauso: Das Gemälde von Juan van der Hamen y León aus dem Jahr 1626 ist das älteste bekannte Porträt einer trans* Person

Die Leutnants- nonne

Antonio de Erauso war ein grausamer Mensch. Er beteiligte sich im Dienst der spanischen Krone am Genozid der indigenen Völker Südamerikas und hatte das Leben unzähliger Menschen auf dem Gewissen.

So bitter diese Geschichte ist, so gewöhnlich war sie in den Zeiten, als Spaniens Konquistadoren den Kontinent brandschatzten. Recht und Ordnung gab es nicht. Erauso kannte, wie seine Landsleute, kein Erbarmen. Auch untereinander endeten banale Streitigkeiten oft im Duell – und mit dem Tod. Einmal tötete er jemanden, nur weil dieser ihm im Theater die Sicht versperrte. Sogar den eigenen Bruder soll er umgebracht haben.

Dass wir überhaupt etwas von Antonio de Erauso wissen, verdanken wir seiner Autobiografie. Auch wenn Expert*innen nicht allen Details Glauben schenken wollen, so gibt sie doch Einblicke in ein einzigartiges Leben.

Denn als de Erauso 1585 oder 1592 – genau weiß das niemand – im Baskenland zur Welt kam, gaben die Eltern ihrem Kind den Namen Catalina; es war biologisch offenkundig weiblich. Im Alter von vier Jahren übergaben sie ihre Tochter zur weiteren Erziehung an ein Kloster, aus dem

sie im Alter von 15 Jahren floh. Sie schor sich die Haare und verkleidete sich als Mann. Aus Catalina wurde Antonio.

Nach seiner Rückkehr aus Südamerika veröffentlichte er seine Autobiografie und wurde als *La monja de alférez*, „die Leutnantsnonne“, bekannt. 1626 bannte der spanische Maler Juan van der Hamen y León den Krieger auf die Leinwand. Das Gemälde ist nach Ansicht vieler Expert*innen das bisher älteste bekannte Porträt einer Transgenderperson. „Vor dem dunklen Hintergrund zeichnet sich ein strenges Gesicht ab, jedoch mit einem verstörend sanften Blick, der weder männlich noch weiblich scheint“, beschreibt Paul B. Preciado das Bild.

Der spanische Philosoph und Queer-Theoretiker kuratiert die Ausstellung „A Voice for Erauso. Epilogue for a Trans Time“*, in der sich das Künstlerkollektiv Cabello/Celler mit de Erauso auseinandersetzt. Preciado: „Die Beteiligung am Völkermord an den Mapuche machen ihn zu einer höchst unbequemen Figur in der Transgeschichte.“ --- JS

* bis 25.9.2022 im Azkuna Zentroa, Bilbao

HERAUSGEBER
Goethe-Institut e. V.
Oskar-von-Müller-Ring 18
80333 München
Tel. +49 89 15 921 0
www.goethe.de

Leserpost: dasgoethe@goethe.de

PRÄSIDENTIN
Prof. Dr. Carola Lentz

VORSTAND
Johannes Ebert (*Generalsekretär*),
Rainer Pollack
(*kaufmännischer Direktor*)

REDAKTION
Dr. Jessica Kraatz Magri (*V.i.S.d.P.*),
Dr. Alexander Behrmann, Magdalena
Wilk, Regine Hader

© 2022, Goethe-Institut; Nachdrucke,
auch auszugsweise, nicht gestattet.

VERLAG
Studio ZX GmbH
Ein Unternehmen des ZEIT Verlags
Alt-Moabit 94, 10559 Berlin
Tel. +49 30 59 00 48 411

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Mark Schiffhauer, Uta Schwaner

REDAKTION
Dr. Joachim Schüring (JS),
Silvia Silko (SiS)

ART-DIREKTION
Karin Mantel,
Jessica Sturm-Stammberger,
Lisa Natrup (Mitarbeit)

LAYOUTKONZEPT
zmyk – Oliver Griep, Jan Spading

BILDREDAKTION
Sima Ebrahimi-Yazdi

LEKTORAT
Dr. Katrin Weiden

HERSTELLUNG
Tim Paulsen

DRUCK
Mohn Media Mohndruck GmbH,
Gütersloh

ERSCHEINUNGSDATUM
Juni 2022
Das Magazin liegt am 1.6.2022 der
Abo-Auflage der ZEIT bei

BILDNACHWEISE
Titel: French Anderson Ltd/Stocksy;
S. 2: Tali Nachshon-Dag; S. 3: Goethe-
Institut/Martin Ebert, Goethe-Institut/
Loredana La Rocca; S. 4 oben: Stephen
Swintek/GettyImages; S. 4 unten:
nodostudio/iStock; S. 5: Juan van der
Hamen; S. 6–7: Robert Daly/
GettyImages; S. 9: French Anderson Ltd/
Stocksy; S. 10: Yaroslav Danylchenko/
Stocksy; S. 11 oben: Missy Magazine/
Coverfoto: Giulia Savorelli/Fotoassistent:
Jack Tennant; S. 22: Dr. Michaela
Dudley; S. 23: Jeem/Goethe-Institut

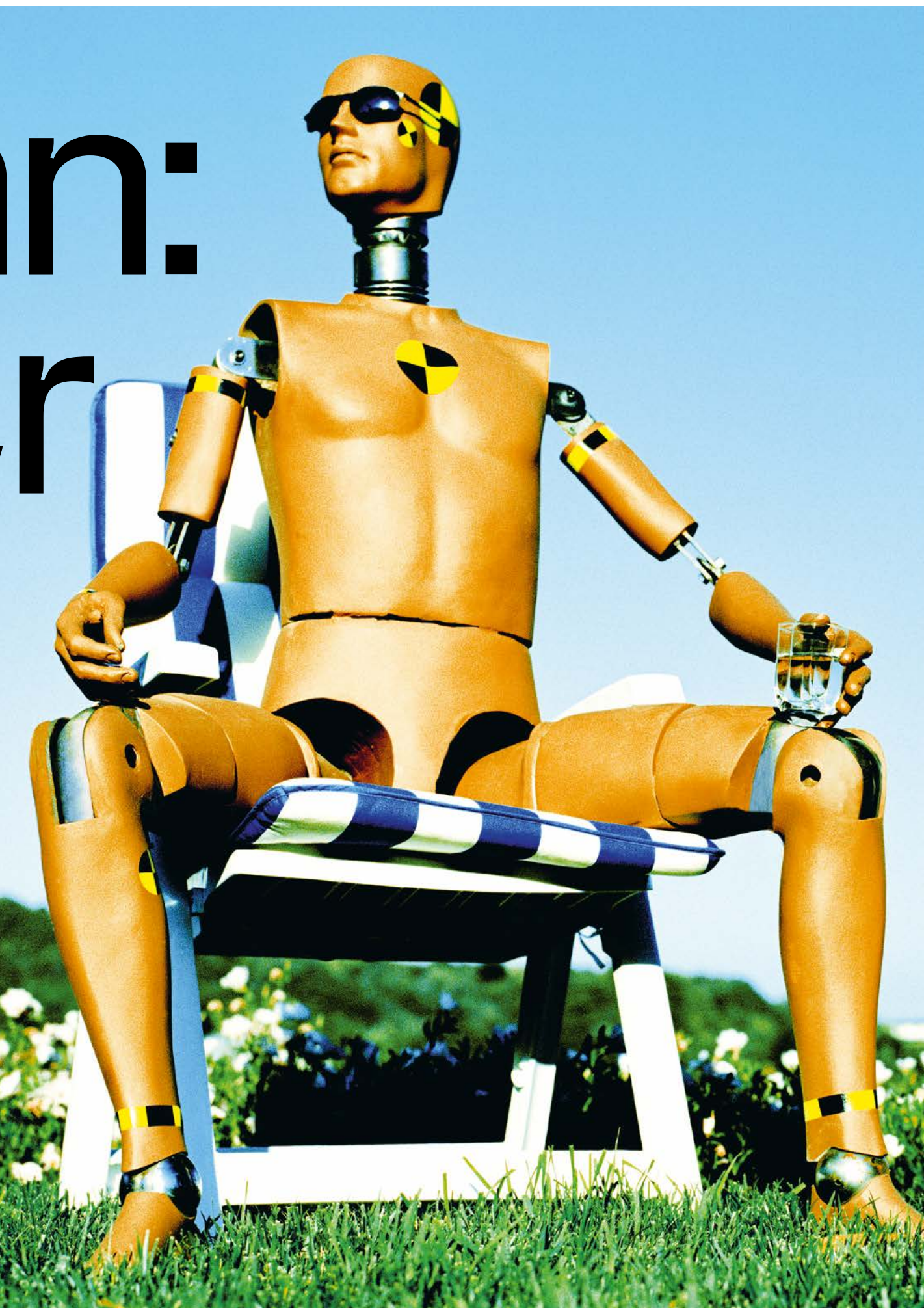
Der Mann Maß alle Dinge

TEXT Rebekka Endler

Der männliche Blick auf die Dinge durchdringt fast alles. Für Frauen kann das schlimme Folgen haben – nicht nur wenn sie mit dem Auto in einen Unfall verwickelt sind



an:
r



• Als Gerte Piening, eine niederländische Studentin, 2015 nachts beim Wildpinkeln von der Polizei erwischt wurde und entschied, das Bußgeld nicht zu bezahlen, landete der Fall vor Gericht. Obwohl keine öffentliche Toilette in der Nähe gewesen war, befand der Richter die Strafe als rechtmäßig und begründete sein Urteil damit, dass er in seiner gesamten Karriere noch nie auf eine Frau gestoßen sei, die des Wildpinkelns überführt wurde. Daraus leitete er ab, dass es keine Notwendigkeit für mehr öffentliche Toiletten für Frauen gebe. Weiter argumentierte er, dass es zwar unbequem sein möge, doch Frauen öffentliche Pissoirs „einfach mitbenutzen“ sollten. Für Pissoirs mag der Vorschlag abstrus anmuten, doch in Wirklichkeit ist es tatsächlich so, dass wir vieles einfach mitbenutzen, obwohl es uns nicht passt. Die Bandbreite dieses Phänomens ist gewaltig. Zu große Smartphones, unpassende Sportgeräte und Arbeitskleidung sind lästig und unbequem. Ausschließlich an Cis-Männern getestete Medikamente, medizinische Diagnosen und auf sie ausgerichtetes Fahrzeugdesign oder Schutzkleidung können lebensbedrohlich für alle anderen sein. Und so erzählen die Dinge, die uns umgeben, immer auch etwas über vorherrschende Machtverhältnisse und soziale Teilhabe.

Ein paar Dinge vorweg: 1. Neutrales Design gibt es nicht. Alles Gestaltete ist von einer Person gemacht, die ihre Ideen darüber, wer sie selbst ist und für wen etwas ist, darin hat einfließen lassen. 2. Das Konzept der Zweiteilung der Geschlechter, also Frau und Mann, ist eine gesellschaftliche Konstruktion. Mittlerweile wissen wir, dass Geschlecht auch in der Biologie als ein Kontinuum zu begreifen ist. 3. Wenn die Studienlage so klar ist, warum haben wir dann überall noch Binarität? Weil sie ein Unterdrückungsinstrument des Patriarchats ist. Es sind praktische Schubladen mit einer klaren Attributverteilung und unterschiedlichen Wertigkeiten. 4. Und daraus folgt, dass trans*, inter* und nonbinäre Personen, die sich nicht in diese binären Schubladen einordnen lassen, als Gefahr wahrgenommen werden, da durch ihre Existenz die Ordnung des ganzen Systems infrage gestellt wird. 5. So lässt sich auch die gegenwärtige Kampagne gegen trans* Menschen als zielgerichtete Moralpanik verstehen, die es darauf anlegt, diese Personen als Gefahr für wahlweise Frauen, Kinder, die göttliche oder zivile Ordnung zu verunglimpfen. Auch das ist nichts anderes als ein Akt patriarchaler Gewalt. Wo kämen wir denn hin, wenn Menschen selbstbestimmt leben dürften?

Starre Kategorien sind also dienlich, denn so lassen sich die Vorstellungen darüber, wie Frauen und Männer im Patriarchat zu sein haben, in der Gestaltung unserer Umwelt überall verfestigen. Manchmal ist diese Einteilung gut sichtbar wie in den Regalen der Drogeriemärkte, in denen die meisten Pflegeprodukte sowohl optisch als auch geruchlich klar gegenderte Zielgruppen vorgeben. Ähnlich sieht es in Bekleidungs- und Spielzeugabteilungen aus. Obwohl sich die binäre Einteilung an diesen Stellen historisch erklären lässt, sind wir hier dennoch im Bereich des völlig sinnlos ge-

genderten Marketings von Dingen. Besonders deutlich wird dies, je grotesker die Vorstellungen davon sind, wer da die Konsumentin sein soll. Der BIC-Kugelschreiber für sie beispielsweise, „speziell für die Anforderungen der weiblichen Handschrift“, natürlich in Pink und Lila mit Glitzer und einer großen gummierten Fläche, die unsere zarten Finger schont, da sie bei der Benutzung des klassischen Hartplastik-BICs zu sehr in Mitleidenschaft gezogen werden würden. Das Problem ist nicht der Stift an sich, sondern vielmehr die irrigen Annahmen über die zarte Extrawurst Frau, die der Produktidee zugrunde liegen. Die Extrawurstisierung der Frau ist noch nicht einmal eine rein metaphorische – es gibt Würste für sie, Geflügel natürlich, zart und dezent im Geschmack. Egal, ob Wurst, Kugelschreiber oder, hier noch ein Beispiel, das wir alle kennen, Überraschungsei – überall ist das klassische Objekt unausgesprochen das männliche.

Das gegenderte Verhältnis zwischen Norm und Abweichung hat die schwedische Produktdesignerin Karin Ehrnberger 2004 in einem Experiment gezeigt. Sie entwarf eine Bohrmaschine und einen Stabmixer. Die weiß-hellblaue Bohrmaschine war einem Delfin nachempfunden, sie hatte eine fließende Form ohne scharfe Kanten und eine glatte Oberfläche. In geschwungener Schrift stand seitlich DOLPHIA. Das kleine Gerät verfügte über einen einzigen Schalter, der drei Funktionen anzeigte. Der Stabmixer Mega Hurricane hingegen war matt, olivgrün und schwarz mit neonorangenen Sicherheitsknöpfen. Er verfügte über 27 Gänge, ein LED-Display und ein Arsenal an Aufsätzen und Klingen. Beide Geräte zeigte Ehrnberger unkommentiert Proband*innen und sammelte ihre Reaktionen und Assoziationen zur Optik. Ungeachtet ihres Geschlechts waren sich die Menschen einig, die Bohrmaschine sähe „schwach“ und „minderwertig“ aus und sei daher ein Gerät „für Frauen“. Den Stabmixer hingegen fanden die Leute „professionell“ und „kraftvoll“. Die Zuordnung „für Männer“ blieb unerwähnt und verdeutlicht, wie sehr unser Selbstverständnis der stereotypen männlichen Codierung implizit und normal ist.

Wimpern und rote Lippen schreien FRAU, FRAU, FRAU

Das generische Maskulinum ist also nicht bloß ein Teil unseres Sprachgebrauchs, es erstreckt sich weit über die Benutzung von gegenderten Wortendungen hinaus. Denken Sie nur einmal daran, wie wir gelernt haben, zweifelsfrei zu erkennen, welches M&M in der Werbung das weibliche sein soll? Oder wer in der heteronormativen Werberomanze zwischen einem Glas Milch und einem Schokoriegel die Frau und wer der Mann sein soll? Das wissen wir nur, weil Accessoires wie hochhackige Schuhe, lange Wimpern und rote Lippen laut FRAU, FRAU, FRAU schreien. Konstruierte Weiblichkeit aus stereotypen Accessoires ist eine kulturelle Abkürzung, um unmissverständlich klarzumachen, dass es sich bei etwas oder jemandem um eine Frau handeln



Es gibt
Würste für
sie, Geflügel
natürlich,
zart und
dezent im
Geschmack

soll, während kein Accessoire, die Essenz des reinen We-
sens, der Archetyp Mann ist. Das gleiche Phänomen, nur
als Dekonstruktion von Weiblichkeit, findet sich auch bei
dem Klassiker der soziologischen Gender-Experimente,
dem „Draw-a-Scientist“-Test. Kinder aus englischsprachi-
gen Ländern werden seit mehr als 50 Jahren aufgefordert,
eine Person aus der Wissenschaft zu zeichnen. Der Groß-
teil der Bilder zeigt Männer in Kitteln, aber wenn eine Wis-
enschaftlerin gezeichnet wurde (meistens von Mädchen),
dann hat diese, im Gegensatz zu den männlichen Kollegen,
Requisiten dabei. Bücher, Brille oder Reagenzgläser werden
als notwendig erachtet, damit sie zweifelsfrei, trotz ihres
Geschlechts, als Wissenschaftlerin zu erkennen ist.

Frau am Steuer – gefährdet

Um zu verstehen, warum im Jahr 2022 männlich immer
noch die Norm ist, ist der Gender-Data-Gap ein wichtiges
Puzzleteil. Diesen Begriff hat die Journalistin und Autorin
des Buches „Unsichtbare Frauen“, Caroline Criado-Perez,
geprägt. Er beschreibt, dass es bis heute eine klaffende
Wissenslücke in der Forschung gibt, wenn es um Frauen
geht. Kurz: Über Jahrzehnte, teilweise Jahrhunderte wur-
den androzentrische Daten erhoben und unsere Umwelt auf
Grundlage dieser Daten gestaltet. Das gilt für die Arbeits-
welt wie für den Sport, die westliche Medizin, das Internet,
kurz: für alle Bereiche. Kein Lebensbereich ist davon aus-
genommen, und Prognosen gehen davon aus, dass es Jahr-
zehnte dauern wird, diese Lücke mit Forschung zu schlie-
ßen, auch weil das Interesse daran immer noch gering ist.

Ein Beispiel: Jahrzehntlang wurden Unfalldaten nicht
nach Geschlecht erhoben. Das hatte für die Autoindustrie
den praktischen Effekt, dass aus einer unbekanntem Datenla-
ge auch keine Handlungsaufforderung folgt. Erst seit etwas
mehr als zehn Jahren gibt es Studien, die das Geschlecht der
verunfallten Person berücksichtigen und die Erstaunliches
feststellen: Wenn Faktoren wie Größe, Gewicht, Gurtanle-
geverhalten sowie Fahrzeugtypus und Crashintensität kont-
rolliert werden, ist die Wahrscheinlichkeit, bei einem Unfall
schwere Verletzungen davonzutragen, für eine Cis-Fahrerin
um 47 Prozent höher als für einen Cis-Fahrer. Bei leichten
Verletzungen ist das Risiko sogar um 71 Prozent höher
(2011). Eine andere Studie (2013) rechnete aus, dass die
Wahrscheinlichkeit, dass eine Cis-Frau, die in einen Auto-
unfall verwickelt ist, stirbt, um 17 Prozent höher ist als für
einen Cis-Mann. Neuere Studien mit neueren Automodel-
len – wie etwa eine von 2019 – haben ausgerechnet, dass
das Risiko für leichte bis schwere Verletzungen bei Cis-Frau-
en sogar noch höher ist als der Wert von 2011. In vier der
fünf Crashtests, die die EU für die Neuzulassung von Pkw
vorschreibt, werden weiterhin nur Dummys verwendet, die
einem 1,75 Meter großen und 75 Kilogramm schweren Cis-
Mann entsprechen, für den die Standardsitzposition hinterm
Steuer ideal ist. Im fünften Crash wird ein kleinerer Dum-
my auf der Beifahrerseite getestet, jedoch entspricht dieser



Wir müssen von dieser männlichen Nabelschau weg!

schlicht der Körperbeschaffenheit eines kleineren Cis-Mannes, nicht etwa der einer durchschnittlichen Cis-Frau. Obwohl diese Studien öffentlich zugänglich sind, resultiert daraus weder eine schnelle Korrektur des Versäumnisses seitens der Verantwortlichen noch ein erhöhter politischer Druck, dies zu tun.

Warum ist das so? Um das zu verstehen, lohnt sich ein Blick auf das, was passiert, wenn eine Person – eine Frau – öffentlich anprangert, dass etwas nicht passt. „Vize-Bürgermeisterin will Crash-Test-Dummys gendern. (...) Geht es nach den Grünen, wird in Zukunft nicht nur die deutsche Sprache ‚durchgegendert‘“, schrieb die Bild-Zeitung, nachdem die Hamburger Gleichstellungssenatorin und Grünenpolitikerin Katharina Fegebank im Herbst 2021 darauf hinwies, dass in puncto Fahrzeugsicherheit Nachholbedarf herrsche. Es folgte eine misogynen Hetzkampagne, abseits jeglicher inhaltlichen Auseinandersetzung. Anstatt einen Blick auf die unabhängigen Studien zum Thema zu werfen, befragte die Redaktion einen Automobilhersteller, der versicherte, dass Frauen selbstverständlich mitgedacht würden. Beigefügte Belege: keine. Natürlich erging es nicht nur Fegebank so. Auch die Existenz meines Buches wurde beispielsweise im Mai 2022 in der Süddeutschen Zeitung zum Anlass genommen, den Titel, das „Patriarchat der Dinge“, zum „Kampfbegriff“ zu erklären, unter dem „eifrige Aktivisten Belege für tiefen, gesellschaftlich verankerten Sexismus“ sammeln. Die vom Autor handverlesenen Beispiele sind mangelnde Hosentaschen in Frauenklamotten und zu niedrig eingestellte Temperaturen in öffentlichen Büros. „Symptome des Bösen“ und „Extrembeispiele, über die verblüffend viele Menschen ernsthaft diskutiert haben“, heißt es im Text.

Es ist auch wirklich einfach, anhand dieser nicht existenziellen Exempel das ganze Thema des patriarchalen Designs zur Farce zu erklären, anstatt sich mit systematischer und struktureller Benachteiligung zu befassen. Was wir hier haben, sind Männer, Journalisten, die aus einer Position der vermeintlichen Neutralität heraus entscheiden, was gesamtgesellschaftlich als übersensibel und lächerlich gelten soll. Denn, wie der Kulturanthropologe David Graeber in seinem Buch „Bürokratie: Die Utopie der Regeln“ 2017 treffend bemerkte: „Von Frauen wird überall erwartet, dass sie sich ständig hineinversetzen, wie die Situation aus männlicher Sicht aussehen würde. Von Männern wird fast nie erwartet, dass sie das Gleiche für Frauen tun. Dieses Verhaltensmuster ist so tief verinnerlicht, dass viele Männer allein auf den Vorschlag, es könnte eine andere Perspektive als ihre eigene geben, reagieren, als wäre dies bereits ein Akt der Gewalt.“

Die Lösung lautet: Wir müssen von dieser männlichen Nabelschau weg! Erst wenn Perspektiven anderer Geschlechter nicht als Bedrohung, sondern als Einladung verstanden werden, patriarchale Strukturen zu überwinden, kann etwas passieren. Schließlich haben wir eine Welt verdient, in der wir nicht Pissoirs „einfach mitbenutzen“ müssen, eine Welt, die sich um uns alle dreht und nicht ausschließlich um die cis-männliche Achse. Denn die ist einfach nicht normal.

Rebekka Endler arbeitet als freie Autorin, Journalistin und Podcasterin in Köln. In ihrem ersten Buch „Das Patriarchat der Dinge“ (Dumont, 2021) geht es um patriarchales Alltagsdesign. Jetzt schreibt sie ein Buch über die Wirkmechanismen des Patriarchats auf Menschen und Politik. Es erscheint, wenn es fertig ist.

Zeichen setzen



Das MISSY MAGAZINE ist ein feministisches Magazin mit Sitz in Berlin. Es wurde von den Journalistinnen Chris Köver, Sonja Eismann und Stefanie Lohaus gegründet und erschien erstmals im Oktober 2008. Es gilt als wichtige Stimme des gegenwärtigen Feminismus und schafft den Drahtseilakt zwischen Information, Unterhaltung und Impulsen.

TEXT Silvia Silko

ILLUSTRATION Joni Majer

„Typografisches Gendern ist ein Prozess“

• Das MISSY MAGAZINE behandelt Themen rund um Feminismus, Politik und Popkultur. Es ist eine progressive Zeitschrift – nicht nur inhaltlich. Das Grafikteam der MISSY hat sich beim letzten Relaunch im Frühjahr 2021 auch um gendersensible Typografie gekümmert.

Gendern ist ein Politikum: Es wird darum gestritten, ob es überhaupt nötig ist, in geschriebenen Texten zu gendern. Kritiker*innen fühlen sich beim Lesen gestört und mokieren, dass der Textfluss durch Binnen-Is, Unterstriche oder Gendersternchen unterbrochen wird. In Texten und beim Sprechen zu gendern, ist aber weit mehr, als Bequemlichkeiten und Gewohnheiten herauszufordern. „Die Beschwerden über die typografische Unzulänglichkeit bei der Verwendung gendersensibler Sprache speisen sich meiner Meinung nach aus einer ideologischen Ablehnung des Genderns“, sagt Daniela Burger, Art-Direktorin des MISSY MAGAZINE.

Gendern bedeutet, niemanden zu exkludieren und zu diskriminieren. Es ist nicht nur ein Satzzeichen, sondern auch Symbol dafür, dass alle Menschen, speziell beim Gendersternchen, alle Geschlechtsidentitäten mitgemeint sind. Es wird gerne behauptet, dass bei der männlichen Form eines Wortes ja eigentlich alle angesprochen werden – auch alle, die nicht cis-männlich sind. Allerdings wollen sich die Befürworter*innen dieser Behauptung ungern auf die Rückkopplung ihrer Überzeugung einlassen: Sie fühlen sich offenbar nicht wohl damit, dass von nun an in Formularen und Artikeln, bei Reden und Ansprachen nur noch die weiblichen Wortformen genutzt werden und sie sich damit begnügen müssen, gedanklich mitgemeint zu sein.

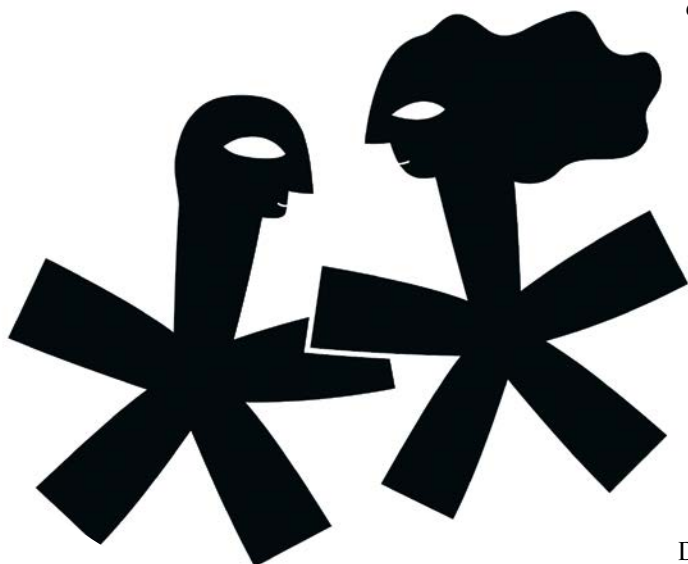
Sprache, ob gesprochen oder geschrieben, ist ein Konstrukt und von Menschen gemacht und weiterentwickelt worden. Und wie in vielen anderen Bereichen ist auch im Grafikdesign und der Typografie der Mann dominierend. Kein Wunder also, dass sich in diesem Gebiet bisher unzureichend mit der Frage beschäftigt wurde, wie es gelingen kann, Sprache gendergerecht darzustellen.

Burger hat sich mit den Grafikerinnen Lisa Klinkenberg, Stefanie Rau und Lena Rossbach für das MISSY MAGAZINE damit auseinandergesetzt. Neben anderen

Änderungen haben sie vor allem einen Genderstern entwickelt, der die Größe eines kleinen Buchstabens hat und so in einem Wort gar nicht so sehr als Besonderheit heraussticht – man liest ihn wie selbstverständlich mit. „Gleichzeitig hebt der Stern das typografische Gendern hervor, indem er um einiges mehr Raum einnimmt als ein normaler Asterisk und durch seine Größe viel präsenter ist“, erklärt Burger. Für sie ist der Genderstern ein wunderschönes und gut sichtbares Statement für gendersensible Sprache.

„Typografisches Gendern ist ein Prozess, und wir befinden uns gerade einmal ganz am Anfang“, weiß die Art-Direktorin. Aber nicht nur das MISSY MAGAZINE leistet einen Beitrag: Mittlerweile werden Bücher zum Thema geschrieben, etwa von Grafikdesignerin Hannah Witte, und auch Unis widmen sich verstärkt dem Thema. Burger ist sich sicher: In Zukunft wird es noch viel mehr typografisch zufriedenstellende Ideen für gendersensibles Schreiben geben.

Das liest sich gut!

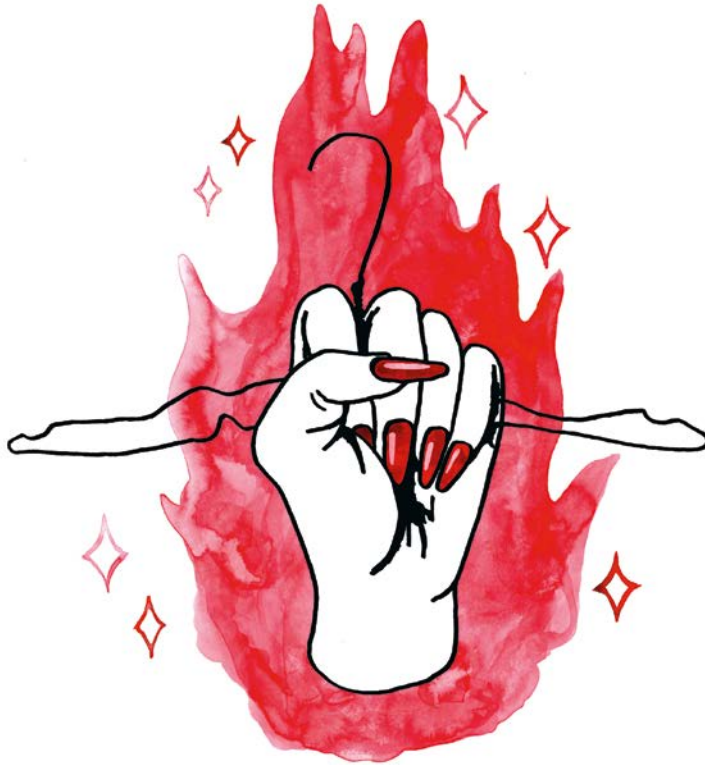


PIS



„Keine Einzige mehr.“ Als die 30-jährige Izabela 2021 an einer Sepsis stirbt, weil die Ärzt*innen trotz unumkehrbarer Schädigung des Fötus keine Abtreibung durchführen, ist der Protest längst ein Massenphänomen. Izabela ist eines der ersten bekannten Todesopfer der rigiden Abtreibungspolitik.

OFF!



ILLUSTRATIONEN Magdalena Kaszuba
TEXTE Marta Krus, Regine Hader

Das Recht auf Abtreibung ist seit jeher eines der am härtesten umkämpften Rechte. Seit 2016 gehen die Feminist*innen in Polen auf die Straße. Zwischen Zeige- und Mittelfinger strecken sie einen Kleiderbügel in die Luft: ein uraltes Zeichen für den verzweifelten Versuch, selbst eine Abtreibung vorzunehmen – und natürlich dafür, wie gefährlich es ist, medizinische Leistungen zu verweigern.

Die polnische Illustratorin Magdalena Kaszuba begleitet mit ihren Bildern Frauen, die seit 2016 für ihre Rechte auf die Straße gehen. Dabei setzt sie sich auch mit dem polnischen Katholizismus auseinander



Auf den Plakaten werden die Demonstrant*innen deutlich: „Verpisst euch“ (mit „PIS off“ spielt Magdalena Kaszuba auf die regierende PiS-Partei an, *die Red.*). „Ich wünschte, ich könnte meine Regierung abtreiben.“ Konservative Stimmen kritisieren, dass sich diese Sprache für Frauen „nicht gehört“ ...

schwesternbande



Gekommen, um zu
übernehmen

Hip-Hop ist so sexistisch wie kein anderes Musikgenre. Zeit, dass sich das ändert: Wie Cartel Madras den Hip-Hop neu erfinden und queeren indischen Frauen eine Stimme geben

TEXT Silvia Silko FOTOS Sierra Stone

• Cartel Madras rappen viel darüber, wie sie „Bitches“ flachlegen, Männern zwischen die Beine packen – im übertragenen und konkreten Sinn –, einen Haufen Kohle machen und für Letzteres auch mal zu geladenen Waffen greifen. Und man glaubt ihnen das alles sofort: Das Rap-Duo ist so Bad Ass, verströmt so glaubwürdig die Aura der Unantastbaren – man kann sich ziemlich gut vorstellen, wie sich schon auf dem Schulhof niemand traute, sich mit den Schwestern anzulegen. Sie lachen im Zoom-Gespräch laut in die Kamera: „Wir waren in der Schule überhaupt nicht cool oder gefährlich! Wir waren die totalen Nerds“, erklären sie und erzählen, sie seien in ihren Teenagerjahren Außenseiterinnen gewesen, weil sie sich damals schon am liebsten mit Kunst und Musik beschäftigt und irgendwie gar nicht so richtig in ihre pubertierende Peergroup gepasst hätten. Darüber hinaus seien sie schon als Kinder von Migrant*innen ein bisschen anders gewesen.

Bhagya „Eboshi“ und Priya „Contra“ Ramesh siedelten mit ihren Eltern im Kleinkindalter aus dem südindischen Chennai nach Calgary um. Kanada ist schon seit den 1960ern für seine offene Einwanderungspolitik bekannt: Menschen aller Nationalitäten werden gerne aufgenommen – vorausgesetzt, sie bringen die richtigen Qualifikationen mit. Kontrollierte Migration nennt man das, und diese Art Multikulturalismus prägt das Selbstverständnis des Landes. 2019 hat etwa ein Fünftel der kanadischen Bevölkerung einen Migrationshintergrund, die meisten Migrant*innen kommen aus Großbritannien, China und Indien. Entsprechend findet sich auch in Calgary eine indische Community. „Natürlich teilen Menschen mit Migrationshintergrund gewisse Erfahrungen“, sagt Eboshi. „Das bedeutet aber nicht, dass man sich dadurch automatisch aufgehoben fühlt.“ Eboshi und Contra identifizieren sich seit ihrer Jugend beide als queer, Eboshi außerdem als pansexuell. Zwei queere Women of Colour, Minderheiten der Minderheit also, die Anspruch darauf erheben, den Hip-Hop aus neuer Perspektive zu beleuchten? „Na klar, Mann!“ Contra räumt mit zackiger Handbewegung alle Zweifel aus dem Weg und nickt herausfordernd: „Wir machen das hier ja nicht zum Spaß!“

Die Musikindustrie ist durch und durch männlich dominiert: Die wichtigsten Player und Labelköpfe sind Männer, die großen Booker einflussreicher Festivals sind Männer, Streaming-Plattformen sind unter der Leitung von Männern. Hip-Hop ist hierbei natürlich keine Ausnahme, aber dennoch nur die Spitze des Eisberges: Kaum ein Genre be-

kennt sich in allen Facetten so unverhohlen zu seinem Frauenhass. Im Rap kommen Frauen als austauschbare Massenware, als Huren oder Schlampen vor. Sie sind Sexpuppen ohne Wert, ihre Daseinsberechtigung besteht einzig darin, die Bedürfnisse des Mannes zu erfüllen. Entsprechend werden Vergewaltigungen in Songtexten oft verharmlost oder direkt verherrlicht, großkotzig besungen, wie viele Frauen man gevögelt oder geschwängert hat, und weibliche Rapperinnen sind immer noch die erschreckende Minderheit. Es ist anzunehmen, dass der Gender Pay Gap auch im Hip-Hop die Kassen je nach Geschlecht unterschiedlich klingeln lässt. Männer bekommen die höheren Gagen und auch mehr Unterstützung von der Label- und Managementseite.

Cis-männlich, misogyn, erfolgreich

Struktureller Sexismus herrscht in so ziemlich jeder Branche. Da ist die Musikindustrie natürlich keine Ausnahme – aber die Schiefelage im Hip-Hop in Haltung und Zahlen kann recht stringent dorthin verfolgt werden, wo der Hip-Hop seine Ursprünge hat: Das Musikgenre entsteht in den 1970ern in der New Yorker Bronx. Damals gilt der Stadtteil





der Metropole als Slum, in dem vor allem sozial schwache Familien und ethnische Minderheiten leben. New Yorks marode Kassen tun ihr Übriges: Es gibt Kürzungen im Bildungs- und Gesundheitswesen, der Etat für die städtische Polizei schrumpft, die Kriminalitätsrate steigt, die Arbeitslosigkeit ist auf einem Hochstand. Die Jugend wächst ohne Perspektive auf und weiß, dass sie von Zukunft und Obrigkeit nicht viel zu erwarten hat. Kriminalität scheint oft als Möglichkeit eines milieuimmanenten Aufstiegs, es bilden sich rivalisierende Gangs, Drogenmissbrauch, Straßenkämpfe und Gewalt sind an der Tagesordnung. Klar, dass die Kids der Bronx nichts mit der damals vorherrschenden Discokultur mit ihrem Glitzer und Glam anfangen können – in ihrem Alltag gibt es keinen Boogie, sondern Ausichtslosigkeit. Es werden eigene Partys in den Hinterhöfen veranstaltet und Musik gemacht, die dem Alltag der Jugendlichen näher ist. Harte Beats, rhythmischer Sprechgesang und Samplings bieten eine bessere Möglichkeit, die Ghetto-realität zu spiegeln und mit ihr umzugehen.

Akteur*innen der Szene sehen in den Partys, im Rap eine Chance, die Jugend vor sich selbst zu schützen: Rivalisierende Gangs sollten sich nicht mehr in den Straßen der Stadt mit Waffen bekämpfen, sondern die Musik als Werkzeug nutzen und so stellvertretende Kämpfe ausfechten – der

Battle-Rap als Möglichkeit des Kräftermessens war geboren und die kriminelle Energie der Jugend neu kanalisiert.

Stolz auf die Herkunft

Hip-Hop ist inmitten marginalisierter Gruppierungen entstanden, die sich durch ihre Kunst emanzipierten und Widerstand gegen die weiße Mittel- und Oberschicht übten. In diesem Abseits gelten eigene Werte, Codes und Regeln, auf die man sich permanent beruft und die man als Normkodex beibehält. Vorurteile werden umgekehrt: Hip-Hopper tragen ihre Herkunft, ihren kulturellen Hintergrund plötzlich mit Stolz vor sich her und formulieren ihr Ziel mit Nachdruck: schnell an viel Geld kommen. Gewalt, Kriminalität und Gefängnisaufenthalte werden entsprechend glorifiziert und auf jahrzehntelangen Rassismus mit Selbstbewusstsein über das eigene Schwarzsein geantwortet. Das auf der Straße erlernte Recht des Stärkeren wird fortgesetzt und zugespitzt: Es geht darum, zu zeigen, wie sehr man vor Männlichkeit, Potenz und Kraft strotzt – auch indem man diejenigen unterdrückt und diskriminiert, die auf der Gesellschaftsstufe unter einem stehen. Der schwarze Mann richtet seine Machtdemonstration also gegen schwarze Frauen, die LGBTQ-Community und Behinderte. Ziemlich

basale Beweggründe, wenn man in einem Milieu aufwächst, das einem permanent vor Augen führt, wie weit hinten man selbst in der Nahrungskette angesiedelt ist.

Hip-Hop bedient Stereotype und festigt patriarchale Strukturen, weil sie in seiner DNA liegen und seinen Fortbestand sichern – nicht dass das den Sexismus besser macht, aber es erklärt ihn ein bisschen. Spannend ist, dass bei aller Berufung auf die Ursprünge und die „Realness“ vieles dem Ziel, nämlich schnell zu Reichtum zu gelangen, untergeordnet wurde und wird: Kaum ein Musikgenre hat sich in so kurzer Zeit so schnell an aufkommenden und lukrativen Trends orientiert, sie sich einverleibt und es so geschafft, zu einem der weltweit erfolgreichsten Genres zu werden. 2018 erwirtschaftete der Hip-Hop etwa ein Viertel aller Einnahmen der Musikindustrie. Laut dem IFPI Global Music Report von 2021 sind außerdem fünf der „10 Best Selling Acts“ diesem Musikgenre zuzuordnen. Kurz: Hip-Hop hat die kreatürliche Fähigkeit, sich stets zu erneuern, sich vielleicht sogar neu zu erfinden – wenn der Wille besteht.

Folkloristischer Sound mit Maschinengewehr

„Als wir aufwuchsen, gab es für uns einfach keine Vorbilder“, sagt Eboshi. Die Schwestern stehen schon früh auf Hip-Hop – finden hier aber kaum Frauen, kaum jemanden mit indischer Herkunft und erst recht keine queeren Künstler*innen. Im Prinzip gilt das nicht nur für den Hip-Hop, sondern für die gesamte Popkultur: Randgruppen sind im Mainstream von Film oder Musik einfach wenig vertreten. „Also dachten wir, wir müssen das mal anfangen und selbst für Sichtbarkeit sorgen“, erklärt Eboshi weiter. 2017 gründen die Schwestern Cartel Madras, 2018 stehen sie das erste Mal als Band auf der Bühne. Das legendäre Label Sub Pop (in den 1990ern vor allem als erstes Label der Grunge-Ikonen Nirvana bekannt) nimmt die beiden unter Vertrag, 2019 treten sie mit dem ersten Teil einer EP-Trilogie an und läuten direkt ein neues Zeitalter ein: „Age of the Goonda“ heißt die Platte. Die erste Auskopplung, „Goonda Gold“, kombiniert dichten Trap, eine aktuelle Spielart des Hip-Hop, mit Samples folkloristisch-indischer Sounds, das Maschinengewehr ist präsent als Stilmittel, und Eboshi und Contra präsentieren ihre Macho-Attitüde in perfekter Hip-Hop-Manier: „Gold on my neck, I’m a goonda. Got guns in the air like a junta“, rappen sie. „Das Wort Goonda ist Slang!“, erklärt Contra. Ihre Musik nennen sie „Goonda Rap“, eine neue Ausprägung des Hip-Hop.

In Südasien wird der Begriff „Goonda“ für Kriminelle, Gauner oder Schläger genutzt, und genau so präsentieren Cartel Madras sich in dem Track und dem dazugehörigen Video: Man sieht Frauen mit traditionellem indischen Haarschmuck, stahlhartem Gesichtsausdruck, die lackierten Finger am Abzug eines Gewehres. „Das ist das, wo Hip-Hop herkommt – wir wollen dem Tribut zollen“, sagt Eboshi. Es ginge aber eher um Attitüde und Selbstbestimmung: Cartel Madras zeigen indischstämmige Frauen, die die Kontrol-

le haben, die nicht mit sich spaßen lassen, die in Militärmontur „wie Junta“ auf einem Truck sitzen und die Dollars zählen, die sie mit ihrem eigenen Geschäft eingenommen haben.

Eboshi und Contra lassen auch keinen Zweifel daran, dass sie die Kontrolle über ihre Körper und ihre Sexualität haben. Sie zeigen sich, sie sind sexy, sie setzen sich sinnlich in Szene – sind dabei aber nie unterwürfig. Damit stellen sie sich neben Rapperinnen wie Cardi B, die in ihren Tracks explizit darüber spricht, dass und wie sie von einem Mann befriedigt werden möchte. Ihr sexueller Hunger wirkt eher aggressiv und fordernd – und verabschiedet sich vor allem von Frauen zugeordneten Rollen- und Pornoklischees, in denen sie stets die passiv Empfangenden sind. „Frauen werden so oft zum Objekt degradiert, vor allem dunkle Frauen werden fetischisiert. Dem treten wir entgegen“, erklärt Eboshi.

Cartel Madras nehmen Platz ein mit ihrer Message der Selbstermächtigung und der weiblichen Kraft – ohne dafür das Sujet des Hip-Hop je zu verlassen. Vielmehr spielen sie mit den Elementen und der Genrekultur und machen sie sich zu eigen, ohne dass die Musik dabei ihren Reiz verliert oder verraten wird. Sie machen so eine bisher unterrepräsentierte Perspektive sichtbar und geben denjenigen ein Vorbild und eine Stimme, die keine haben. Sie thematisieren toxische Männlichkeit, kritisieren überholte Frauenbilder, sprechen über ihre Migrationsgeschichte und kämpfen mit ihren Lyrics für die Rechte der LGBTQ-Community. Manchmal rappen sie auch einfach darüber, wie gerne sie sich einen fetten Joint anzünden. Damit sind sie auch wieder da, wo viele der großen US-Rapper nicht mehr sind: bei den Leuten, mittendrin in der Szene, die sich gerade aufmacht, um gesehen zu werden. Sie rappen aus dem Abseits, das allerdings auch immer größer wird: Queere Rapstars sind langsam, aber sicher im Kommen. Allen voran etwa Lil Nas X oder Princess Nokia. Die Zeiten ändern sich, bestätigen auch die Ramesh-Schwestern.

„Es ist aktuell gar nicht schlecht, queer und farbig zu sein und dann auch noch Hip-Hop zu machen. Wir haben das Gefühl, dass wir ernst genommen werden und zumindest an woken Stellen auch gerne eingeladen und gebucht werden“, sagt Contra. Allerdings gibt sie zu bedenken, dass sie mit ihrem Profil immer auch Gefahr liefen, als Token missbraucht zu werden – dass sie also auf ein Line-up gepackt würden, nur um eine Quote zu erfüllen und nicht, weil die Veranstalter das Duo unterstützen wollten. „Sollen sie uns nur deshalb buchen, ist uns egal. Wir kommen, und wir treten die Türen ein, die für uns vielleicht noch nicht geöffnet wurden“, antwortet Eboshi. Sie spricht davon, dass es darum gehe, authentisch zu bleiben, zu hinterfragen, warum man tut, was man tut. Und wenn man dabei mit erhobenem Haupt in den Spiegel schauen kann, dann tut man das Richtige. Die Ära der Goonda, sie hat begonnen.

Silvia Silko studierte Germanistik, Philosophie und Popmusik und lebt in Berlin. Sie ist Redakteurin beim Studio ZX und verfasst regelmäßig Beiträge, unter anderem für das MISSY MAGAZINE und den Deutschlandfunk.

„Emanzipier dich oder stirb“



Ruanda gehört weltweit zu den Vorreitern in Sachen Gleichberechtigung. Hatten die Frauen vor dem Genozid in dem afrikanischen Land kaum Rechte, erkämpften sie sich in den vergangenen 28 Jahren ihre Freiheit

TEXT Barbara Achermann
FOTOS Espen Eichhöfer

• Ruanda im Jahr 1994. Hundert Tage lang werden Menschen der Volksgruppe Tutsi gejagt, vergewaltigt und ermordet. Die Täter sind bewaffnete Hutu-Rebellen, aber auch Zivilisten. Nachbarn töten Nachbarn, Lehrer erschlagen ihre Schüler, Nonnen verbrennen Gläubige. Epiphanie Mukashyaka liegt auf der Erde und kann sich nicht rühren. Schock und Trauer haben ihren Körper gelähmt. Sie ist unverletzt, aber ihr Mann ist tot und auch eines ihrer sieben Kinder. „Es roch nach verwesenden Leichen. Ich habe diesen Geruch noch immer in der Nase“, sagt Mukashyaka heute.

Während des Völkermordes von Ruanda wurden Schätzungen zufolge knapp eine Million Menschen umgebracht. Mukashyaka erinnert sich, dass sie nicht wusste, wie sie weiterleben sollte, ohne ein Dach über dem Kopf und Tür an Tür mit den Mördern ihrer Liebsten. Erst Tage später habe sie sich gegen den Tod und für das Leben entschieden, „meinen Kindern zuliebe“.

Mit einer Tasse voll Hirse, abgespart von einer Notration der Caritas, begann sie, Bier zu brauen. Mit dem wenigen Geld, das sie damit verdiente, kaufte sie Kaffeebohnen, die sie gewinnbringend weiterverkaufte. Aus dem kleinen Handel, den sie in Gikongoro, im Süden des Landes, in höchster Not aufbaute, entstand mit den Jahren ein beachtliches Unternehmen. Gegenwärtig bezieht Epiphanie von mehreren Tausend Kleinbäuer*innen Kaffeebohnen, die sie in swimmingpoolgroßen Becken wäscht und anschließend ins Ausland exportiert.

Mukashyakas Biografie ist einzigartig. Und doch steht sie auch sinnbildlich für die Entwicklung der Frauen in Ruanda. Das kleine Land, das wie ein Bauchnabel inmitten des afrikanischen Kontinentes liegt, hat einen beispiellosen Emanzipationsschub erfahren. Im Global Gender Gap Report, einem Bericht des World Economic Forum, der die Gleichstellung zwischen Mann und Frau in Zahlen fasst, liegt Ruanda seit Jahren an der Spitze, gleich hinter den skandinavischen Ländern, die bekannt sind für ihre vorbildliche Gleichstellungspolitik. Auch 2021 lag das Land wieder weit vorne, auf Platz 7, Deutschland auf Platz 11.

Die aktuelle Situation ist beeindruckend. Noch beeindruckender ist aber die Geschwindigkeit, mit der sich Ruanda zum Gleichstellungs-Champion entwickelt hat. Vor nur drei Jahrzehnten waren die Machtverhältnisse noch komplett anders, Frauen hatten kaum Rechte. Wie alle anderen Ruanderinnen durfte auch Epiphanie Mukashyaka damals kein Land besitzen, nicht erben, keinen Kredit aufnehmen. Die Schule besuchte sie nur kurz, mit 17 wurde

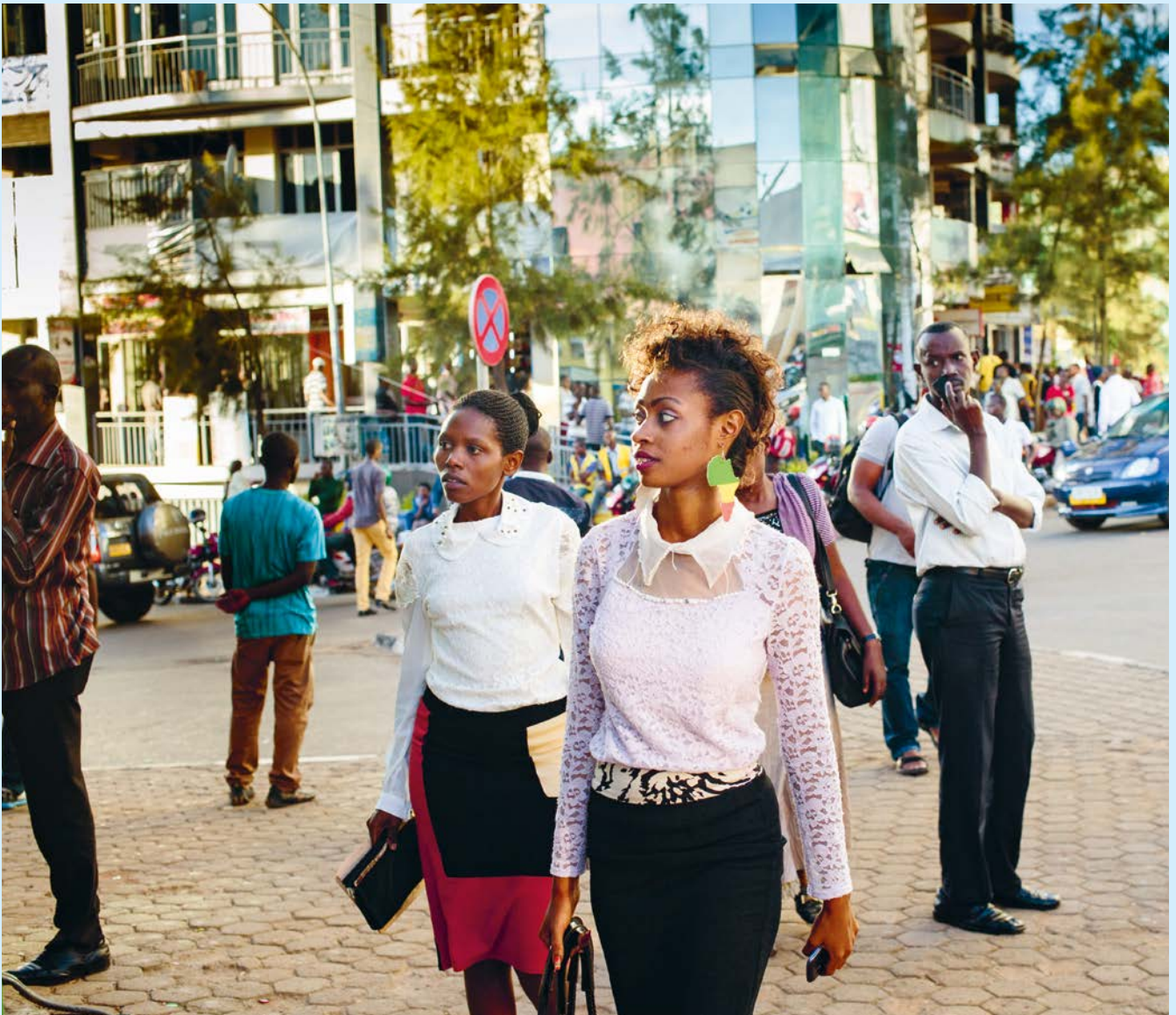
sie zum ersten Mal schwanger. Ihr Platz war, wie in Ruanda üblich, im Haus bei den Kindern. Mukashyaka erzählt, dass sie sehr schüchtern und unselbstständig war und sich nicht ohne ihren Mann auf die Straße traute. „Ich hielt mich immer an seiner Hose fest“, sagt sie und schüttelt den Kopf, als verstehe sie die Frau nicht mehr, die sie einst war. Nach dem Tod ihres Mannes sei ihr klar geworden, dass sie jetzt kämpfen müsse: „Emanzipier dich oder stirb.“

Die meisten Männer waren tot, außer Landes geflohen, oder sie saßen im Gefängnis. Schätzungen gehen davon aus, dass unmittelbar nach dem Konflikt 70 Prozent der Bevölkerung weiblich waren. Nach Kriegsende verließen viele Frauen ihren Platz hinter dem Herd oder am Feuer, sie reparierten Häuser, bestellten Felder, trieben Handel, gründeten ein Unternehmen, wurden Ärztinnen oder machten eine politische Karriere. Es gibt ein Sprichwort in Ruanda, das lautet so: „When things get tough, women get tougher.“

Rasante Entwicklung nach dem Genozid

Es waren harte Zeiten, die Menschen hungerten, trauerten. Doch gerade jetzt durften die Frauen nicht schwach werden, sie mussten sich für ihre Rechte starkmachen. Und das gelang ihnen auch. Sie schlossen sich zu zahlreichen Organisationen zusammen, auch Mukashyaka war Mitglied einer Frauengruppe. Gemeinsam sorgten sie dafür, dass Frauen in die Übergangsregierung berufen wurden. 2003 gab sich das Land eine neue Verfassung. Von nun an waren Frauen vor dem Gesetz gleichberechtigt. Ihr Potenzial, das über Generationen brachgelegen hatte, wurde endlich genutzt. Zahlen der Weltbank und der Vereinten Nationen belegen, dass sich Ruanda in den Jahren nach dem Genozid schneller entwickelt hat als jedes andere Land in Afrika. Über eine Million Menschen wurden aus der Armut befreit, und die Kindersterblichkeit sank von 23 auf aktuell 4 Prozent. Heute leiten Frauen vor allem die zahlreichen kleinen und mittelgroßen Unternehmen, aber auch in den Spitzenpositionen großer Konzerne sind sie stark vertreten – selbst im traditionell männerlastigen Finanzsektor: 6 von 16 Banken werden von Frauen geführt.

Bleiben die jungen Männer in Ruanda bei dieser Express-Emanzipation auf der Strecke? Die Frage wird im Morgenradio diskutiert, in Onlineforen und im Debattierclub der Universität, den Liza Imbonabake leitet. Die Studentin trinkt in einem Straßenkaffee in der Hauptstadt Kigali einen warmen Kakao und fasst die Pro- und Contra-Argumente zusammen. Wenn es um die Vergabe der begehrten internationalen Stipendien gehe, würden die Jungs



In Ruandas Parlament ist der Frauenanteil weltweit am höchsten, er beträgt 61 Prozent

benachteiligt. Sie müssen bessere Noten vorweisen als die Mädchen. Auch in einzelne Studienfächer wie Physik oder Informatik kämen Frauen leichter rein, denn dort gebe es Quoten. „Die Studenten bei mir an der Uni finden, das sei“, sie malt zwei Gänsefüßchen in die Luft, „unfair.“ Liza ist anderer Meinung, und sie wäre nicht Chefin eines Debattierclubs, wenn sie diese nicht eloquent begründen könnte. „Die Jungs wurden jahrelang bevorzugt, und jetzt sind eben wir an der Reihe.“ Bis vor wenigen Jahren habe man Mädchen auf schlechtere Schulen geschickt, wenn sie überhaupt zur Schule gehen durften. „Während meine Brüder Hausaufgaben machten, kochte ich über dem Feuer Abendessen oder wusch Wäsche, bis meine Hände schrumpelig wurden.“ Man müsse den Mädchen jetzt die Chance geben, diese verlorene Zeit aufzuholen.

Seit dem Kriegsende ist in Ruanda die RPF an der Macht, die Rwandan Patriotic Front. Die Partei war einst eine Rebellenarmee, gegründet von Tutsi und Regimegegner*innen, die bereits vor dem Genozid nach Uganda geflüchtet waren. Dort hätten die Frauen wichtige Funktionen übernommen, sagt die Publizistin Louise Umutoni-Bower. „Die derzeitigen Vorstellungen von der Rolle der Frau, insbesondere im öffentlichen Leben und in der Politik, stammen aus dem Exil.“ Auch die RPF trieb die Emanzipation also entscheidend voran, zum Beispiel mit einer Frauenquote. In der Verfassung wurde festgehalten, dass Frauen zu mindestens 30 Prozent im Parlament vertreten sein müssen. Heute ist die Quote längst überflüssig, Frauen werden häufiger gewählt als Männer. In Ruandas Parlament ist der Frauenanteil weltweit am höchsten, er beträgt 61 Prozent. Heute denkt man über eine Männerquote nach.

Seit 2008 sind Frauen im Abgeordnetenhaus in der Mehrheit und haben dort ihren Einfluss geltend gemacht. Noch im selben Jahr wurde ein Gesetz gegen Gewalt gegen

Urban und selbstbewusst: junge Frauen in Kigali. Wenn sie Physik oder Informatik studieren wollen, bekommen sie leichter einen Platz als ihre männlichen Mitbewerber

Frauen verabschiedet, das unter anderem Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe stellt. In der Folge kamen weitere Neuerungen dazu, wie etwa ein Mindestalter von 21 Jahren für die Eheschließung oder eine dreimonatige Mutterschaftsversicherung. Aktuell debattiert man darüber, den bezahlten Vaterschaftsurlaub von vier Tagen auf sechs Wochen zu verlängern.

Auch in Ruanda gibt es sie: die alten Rollenbilder

Doch ganz so emanzipiert, wie es auf den ersten Blick scheint, sind die Parlamentarierinnen dann doch nicht. Sie alle folgen stramm der Regierungspartei RPF, keine von ihnen würde es wagen, Präsident Paul Kagame zu kritisieren. Er legt die Leitplanken, bei ihm konzentriert sich die Macht. Um für eine dritte Amtszeit antreten zu können, ließ er die Verfassung ändern. Oppositionelle haben keine Chance auf politische Mitsprache, sie sitzen in den Gefängnissen oder verschwinden plötzlich. Auch die Rede-, Meinungs- und Pressefreiheit ist stark eingeschränkt. Natacha Muzirama-kenga ist Kulturmanagerin und Performerin und eine der wenigen Ruanderinnen, die offen Kritik übt. Sie sagt: „Aus meiner Sicht dienen Frauen im Parlament noch immer der politischen Kosmetik.“

Tatsächlich gibt es in Ruanda einen Graben zwischen den Geschlechtern, den die Parlamentarierinnen noch nicht zuschütten konnten. Es sind, wie überall auf der Welt, die alten Rollenbilder. „Die kriegt man nicht von heute auf morgen aus den Köpfen“, sagt Jolly Rubagiza, Leiterin der Gender Studies an der University of Rwanda. Die Diskriminierung der Frau, so Rubagiza, sei nicht in den Stammeskulturen verwurzelt. Dort habe es zwar klare Aufgabenteilungen gegeben, aber kein Gefälle zwischen Mann und Frau. „Die Unterdrückung der Frau kam mit den Kolonialherren, denn diese bevorzugten Knaben und Männer, unterrichteten sie und bezahlten sie für ihre Arbeit.“ Vor allem in ländlichen Gebieten sei das noch immer spürbar.

Ngororero ist einer der ärmsten Bezirke des Landes, drei Fahrstunden westlich von Kigali. Hier lebt Genereuse Uwumuhoza mit ihrer Mutter und ihrer vierjährigen Tochter in einem Lehmhaus ohne Strom und fließend Wasser und bewirtschaftet ein kleines Stück Land. Die beiden Frauen und das kleine Mädchen gehören zu den 60 Prozent, die in Ruanda von weniger als zwei Euro am Tag leben. Sie müssen nicht hungern, ernähren sich aber häufig einseitig. Uwumuhoza erzählt, dass die Grundschule zwar kostenlos sei. Aber weil ihre Mutter kein Geld mehr hatte für Bücher und Stifte, ging sie mit 13 Jahren nicht mehr hin. Stattdessen

verbrachte sie die Tage in Spelunken, wo ihr Männer Fanta oder Bier spendierten. Sie fing an, ihren Körper an einen Nachbarn zu verkaufen, für umgerechnet 50 Cent. „Zum Glück wurde ich bald schwanger“, sagt sie. Sie machte eine Ausbildung zur Schuhmacherin und schloss sich einer Kooperative an, wo sie zwischen zwei und vier Euro am Tag verdient, „gleich viel wie die Männer in unserer Gruppe“.

Es ist schwierig einzuschätzen, wie emanzipiert Uwumuhoza heute lebt. Aber sie hat zumindest ein Bewusstsein für das Thema Gleichberechtigung. Die Kampagne der Regierung ist auch in ihren abgelegenen Weiler vorgedrungen. An der Wand in ihrem Haus hängt ein Faltblatt, das die Gemeindeverwaltung verteilt hat. Es ist bereits etwas vergilbt, aber man erkennt immer noch, was die Illustrationen zeigen: Eine Ärztin erklärt einer Gruppe von Frauen und Männern verschiedene Verhütungsmethoden, ein Vater hilft seinem Kind bei den Hausaufgaben. Uwumuhoza erzählt, dass sie in der Schule ein Fach namens Gender hatten, wo sie lernte, dass auch Männer Hausarbeiten machen sollen. Selbst im Radio werde häufig darauf hingewiesen, dass Frauen und Männer gleichberechtigt sind. „Ich finde das richtig“, sagt sie. Doch die Realität in ihrem Dorf sehe anders aus: „Wenn ein Mann beim Waschen oder Kochen hilft, dann heißt es bei uns, seine Frau habe ihn verhext.“

Der wirtschaftliche Boom ist der sichtbare Fortschritt in Ruanda. Die unsichtbare, aber mindestens so wichtige Entwicklung ist die Versöhnung zwischen Hutu und Tutsi. Sowohl in Ruanda als auch unter internationalen Wissenschaftler*innen ist man der Meinung, dass die Frauen das Land befrieden. Eine Studie der UNO stellt fest: „Sie können besser vergeben.“

Kaffeexporteurin Epiphanie Mukashyaka formuliert es eine Nuance anders: „Wir mussten verzeihen.“ Die meisten Menschen, mit denen sie verkehrt, sind Hutu: ihre Nachbar*innen, die Kaffeebauer*innen, selbst ihre engste Assistentin. Während sie an einem steilen Hang die Kaffeepflanzen eines befreundeten Bauern inspizieren, stützen sie sich gegenseitig, gehen Hand in Hand, eine Tutsi und eine Hutu. Sie vertraue ihrer Assistentin, sagt Mukashyaka später. Der Hass sei weg: „Damals hatten wir keine andere Wahl. Entweder du beschließt, zu vergeben, oder du wirst wahnsinnig. Heute haben wir tatsächlich verziehen.“

Barbara Achermann ist ZEIT-Redakteurin und wurde mehrfach für ihre journalistische Arbeit ausgezeichnet – zuletzt 2021 mit dem Deutschen Reporterpreis. 2018 erschien ihr Buch „Frauenwunderland: Die Erfolgsgeschichte von Ruanda“ (Reclam). Die Bilder stammen von dem Berliner Fotografen **Espen Eichhöfer**, Mitglied bei Ostkreuz. Er war zusammen mit Achermann in Ruanda.

ILLUSTRATION

Joni Majer

FOTO

Carolin Windel



Michaela Dudley, Jahrgang 1961, ist Berlinerin mit afroamerikanischen Wurzeln, Kolumnistin der taz, Kabarettistin, Diversity-Expertin und gelernte Juristin (Juris Doctor). Gerade erschien ihr Buch „Race Relations: Essays über Rassismus“ (Verlag GrünerSinn, 2022).

Michaela Dudley

Marathon der Diskriminierungen

• „Die Entmenschlichung fängt mit dem Wort an, die Emanzipierung aber auch“ – dieses geflügelte Wort ist mir zutiefst vertraut. Es entstammt nämlich meiner eigenen Feder. Es ist mir auf den Leib geschrieben, es prangt wie ein Tattoo auf der Haut einer entlaufenen Sklavin. Es ist der Einspruch gegen die systemische Unterdrückung, die meinen Schwestern und mir seit Generationen widerfährt. Denn ich bin Schwarz und verdammt strapaziert, Schwarz und verdammt stolz. Schwarz und verdammt halt.

Es ist auch der Leitsatz meines neuen Buches „Race Relations: Essays über Rassismus“. In jener Losung erblicke ich die Lösung. Es handelt sich um das Storytelling, die sinnstiftende Erzählung von Geschichte und Geschichten. Dabei geht es vor allem um Überwindung. Indem wir als marginalisierte Menschen unsere Stimmen erheben und uns selbst in den Mittelpunkt rücken, können wir uns unserer selbst bewusst werden. Eine seelische und soziale Standortbestimmung findet statt. Anhand unserer individuellen Schicksale orten wir uns gemeinsam in den Fängen der institutionellen Strukturen. Für mich als „Blacktivistin“ ist diese Methode unerlässlich. Sie geht aber natürlich über den Antirassismus hinaus, und deshalb mache ich ebenfalls als Feministin sowie als Verfechterin der LGBTQ-Rechte davon Gebrauch. Stichwort: Intersektionalität.

Mein Leben gleicht einem Marathonlauf der Mehrfachdiskriminierung. Das Licht der Welt erblickte ich 1961 in den USA, im Schatten der Freiheitsstatue. Ein Jahrhundert nach Ausbruch des Sezessionskrieges, aber inmitten der nach wie vor gnadenlos grassierenden Segregation. Misogyn und queerfeindlich dazu. Dass 1961 übrigens auch das Jahr des Mauerbaus in meiner Wahlheimat an der Spree war, geht nicht spurlos an mir vorbei, zeitlebens muss auch ich Mauern durchbrechen – „grenzenlos und unverschämt“, um die afrodeutsche Dichterin May Ayim zu zitieren.

Und wer von uns müsste nicht mit dem Kopf durch die Wand oder durch die gläserne Decke gehen? Frau braucht dafür Aspiration – und wohl auch Aspirin.

Es sind die Schilderungen meiner längst verstorbenen Großmutter, Tochter versklavter Eltern, die mir bis heute Kraft geben. Denn in ihnen leben die Schwarzen Heldinnen fort. So wie Sojourner Truth und Harriet Tubman, die mit Räson und Revolvern schon etliche Jahrzehnte vor den ersten White Suffragettes ihren Kampf für die Gerechtigkeit führten. Die Geschichten zeigen, dass wir BIPOC-Frauen nicht nur Opfer, sondern auch Tatkräftige sind. So wie Marsha P. Johnson, jene Schwarze trans* Frau, die 1969 den ersten Stein von Stonewall warf, als in Greenwich Village die moderne Gay-Rights-Bewegung ins Rollen kam. Feministinnen jeglicher Couleur sollten sich mit diesen Vorkämpferinnen beschäftigen. Schwarzer Feminismus bereichert. Alice-Schwarzer-Feminismus dagegen, von Xenophobie und Transphobie durchsetzt, hat keine Zukunft.





Jeem ist eine feministische Medienorganisation, die kritisches und kulturelles Wissen in arabischer Sprache rund um Gender und Sexualität produziert, um die gängigen Narrative zu diesen Themen herauszufordern. Indem die Website Geschichten erzählt, die bisher

wenig Gehör fanden, werden neue Identifikationsmöglichkeiten angeboten und Wissenshorizonte erweitert. 2018 startete Jeem als ein Projekt des Goethe-Instituts. 2022 wurde Jeem als Verein in Berlin gegründet. <https://jeem.me/de>



ZEITGEISTER

Internationale
Perspektiven aus Kultur
und Gesellschaft

goethe.de/zeitgeister/de

**GOETHE
INSTITUT**

Diese Beilage wurde ermöglicht
durch die freundliche Unter-
stützung folgender Unternehmen
aus dem Wirtschaftsbeirat des
Goethe-Instituts:

BERTELSMANN

 **WÜRTH**

 **holtzbrinck**
Publishing Group